



In Würde altern – zu Hause und im Heim

Mit dem Erfindungsgeist der Babyboomer

Gastkommentar
von ANTONIA JANN

Meine Schwiegermutter wird im Juni 94 Jahre alt. Sie gleicht einer literarischen Figur aus ihren Büchern, wenn sie sich mit dem Stock mühsam vorwärtsbewegt. Das Gehör ist trotz Hörgerät schlecht, und der linke Arm ist nicht mehr recht zu gebrauchen. Seit einem Jahr wohnt sie im Altersheim und freut sich jeden Morgen, Mittag und Abend, wenn sie aus dem Speisesaal zurück nach Hause kommt – in ihr Zimmer. Hier lebt sie mit der niedrigsten Pflegestufe und benötigt wenig Unterstützung. Doch wird der Alltag einmal schwierig, gelingt ihr vieles nicht mehr. Sie ist nicht pflegebedürftig und gehört damit zur grossen Gruppe alter Menschen, die sich ausserhalb der gesellschaftspolitischen Wahrnehmung bewegt, wenn man über «das Alter» und seine Kosten spricht.

Auf eigene Faust und ohne Kompass

Diese Diskussion verläuft nämlich hauptsächlich im Bezugsrahmen unseres Gesundheitssystems und dreht sich um ambulante Pflege und um Langzeitpflege. Das ist keine Überraschung, denn auch in den Gesetzen wird das Alter hauptsächlich im Gesundheitswesen abgebildet. Und so sind folgerichtig in den letzten Jahren aus Altersheimen Pflegeheime geworden.

Was aber ist mit den Menschen, die keine Pflege im engeren Sinn brauchen und die dennoch auf eine gute, barrierefreie und wohlwollende Umgebung angewiesen sind? Das Schaffen von guten Lebensbedingungen gehört nicht zum Gesundheitssystem, deshalb gibt es auch keine gesetzlichen Vorschriften, was dazu angeboten werden müsste. Zwar engagieren sich viele Akteure mit Unterstützungsangeboten für das Wohnen zu Hause, doch werden diese selten in ein tragfähiges Gesamtsystem eingebunden. Das macht eine koordinierte Zusammenarbeit unter den Dienstleistern schwierig. Lücken in der Angebotskette werden oft nicht erkannt. Alte Menschen und ihre Angehörigen schlagen sich derweil auf eigene Faust und ohne Kompass oder Karte durch das Dickicht zwischen Gesundheitswesen, Langzeitpflege und privaten Aufgaben. Sie müssen sich selbst zurechtfinden, was allzu oft zu einer unbefriedigenden und schwer zu koordinierenden Lebenssituation führt. Der einzige Ausweg führt viele ins Heim.

Der Eintritt ins Heim ist eine Entscheidung, die selten ohne Not gefällt wird. Dennoch wird die Forderung, dass nur noch Personen mit hohem Pflegebedarf im Heim wohnen sollen, in einzelnen Kantonen bereits umgesetzt. Angesichts der demografischen Alterung sind Restriktionen des Heimzugangs jedoch unzureichend. Es ist notwendig, den Blick über das Gesundheitssystem hinaus zu

Die Zahl der kinderlosen Personen nimmt zu, Frauen gehen vermehrt einer Berufstätigkeit nach, und räumliche Distanzen zwischen Angehörigen sind grösser geworden.

weiten, um Lösungen zu schaffen, die es alten Menschen erlauben, ihre Ressourcen möglichst lange einzusetzen. Es gilt, die Bereiche, die das autonome Altwerden unterstützen, klug zu organisieren.

Handlungsmöglichkeiten dafür bieten sich auf verschiedenen Ebenen. Das wichtigste Unterstützungssystem für vulnerable alte Menschen ist die Familie, auch wenn es heute nicht mehr selbstverständlich ist, dass sie persönlich für die Betreuung ihrer Angehörigen aufkommen kann: Die Zahl der kinderlosen Personen nimmt zu, Frauen gehen vermehrt einer Berufstätigkeit nach, und räumliche Distanzen zwischen Angehörigen sind grösser geworden. Familiäre Betreuungssituationen können aber auch eskalieren, weil die alten Menschen und ihre Angehörigen überfordert sind, nicht wissen, wie das Gesundheitswesen funktioniert, wann sie Ansprüche geltend machen können und wie sie sich organisieren sollen.

Natürlich ist es nicht möglich, das Älterwerden oder das Altsein genau zu planen. Zu vielfältig und zu ungewiss sind die Probleme, die auftauchen können. Dennoch müssen wir uns bewusst sein, dass Altwerden eine Lebensphase ist, die mitgestaltet werden kann und muss, und dass Hilfestellungen etwas kosten. Ob sie nun vom Sohn, von der Enkelin oder einem professionellen Dienstleister erbracht werden, die Hilfestellungen sind nicht nur etwas wert, sondern haben auch einen Preis. Lange war das Thema Alter ausschliesslich ein «Versorgungsthema», bei dem die öffentliche Hand in der Pflicht stand, wenn die familiären Leistungen nicht erbracht werden konnten. Heute wird es zunehmend vom Markt entdeckt. Neben den traditionsreichen gemeinnützigen Organisationen wächst die Zahl der neuen Anbieter von Dienstleistungen, Sicherheitstechnik und seniorengerechten Produkten.

Verwirrende Angebotsvielfalt

Während früher wenige Organisationen wie die Spitex das ganze Angebotsspektrum abdeckten, bietet heute eine verwirrende Vielfalt internationaler Konzerne, kreativer Kleinunternehmer, Freiwilliger oder gemeinnütziger Institutionen ihre Dienste an. Alte Menschen und ihre Angehörigen sind deshalb auf Transparenz angewiesen: Wer Unterstützung braucht, muss wissen, an wen man sich wenden kann und ab welchem Zeitpunkt man Anspruch hat auf fachliche und finanzielle Leistungen aus dem Gesundheitssystem. Für Menschen, die nicht in der Lage sind, diese Angebote sinnvoll zu koordinieren, braucht es dafür ausserdem zuverlässige Vertrauenspersonen. Für solche sozialbetreuenden Leistungen kommen verschiedene Akteure infrage. Wichtig ist, dass sie dafür einen Leistungsauftrag erhalten.

Die Gemeinden sind gefordert, ihre Rolle im Thema Alter neu zu definieren. Sie müssen nicht

alles selber machen, aber sie sollten versuchen, das Angebot zu orchestrieren, Akteure miteinander in Kontakt zu bringen, Anreize zu setzen, dass keine Lücken in der Angebotskette entstehen, und dafür zu sorgen, dass ressourcenschwache alte Menschen in schwierigen Phasen nicht nur beraten, sondern auch begleitet werden.

In den Gemeinden sind oft die Gesundheits- oder Sozialdirektionen mit dem Dossier Alter betraut. Weil sie nicht alle Probleme selber lösen können, müssten sie grosses Interesse daran haben, dass eine Vielzahl von Akteuren in ihrem Einflussbereich das Alter in ihren Planungen und Aktivitäten berücksichtigt. Dies können Mitarbeitende der Verwaltung sein, die die Infrastruktur optimieren, dies können Vertreter aus der Immobilienwirtschaft sein, die barrierefreien Wohnraum für alte Menschen schaffen, das können Dienstleister sein, die von der Zusammenarbeit mit Beratungsstellen profitieren könnten, und das können auch Freiwillige sein, deren Kreativität und Engagement erkannt und gewürdigt werden will. Für diese Zusammenhänge müssen Gemeindebehörden ein Bewusstsein entwickeln, um sämtliche Ressourcen systematisch abzuholen und zu pflegen. Und dafür müssen sie eine Budgetposition vorsehen.

Es kann nicht darum gehen, sämtliche Bereiche, die das Älterwerden unterstützen, umfassend zu regulieren. Im Gegenteil: Die Regeldichte in der Alterspflege ist bereits ebenso gross wie revisionsbedürftig. Wenn wir jedoch mehr auf ambulante Lösungen setzen wollen, müssen wir unsere Finanzierungssysteme und die dahinterliegenden Gesetze und Verordnungen anpassen. Ambulante und stationäre Leistungen sollten durchlässig erbracht und abgerechnet werden können. Und die Betreuung von ressourcenschwachen Personen sollte auch ausserhalb eines Heimes finanzierbar sein.

Die Befürchtung, dass mit dem Aufbau eines funktionierenden Unterstützungssystems die Nachfrage wächst, ist wenig realistisch. Niemand wird dadurch motiviert, schneller alt und fragil zu werden. Dagegen ist eine Verlagerung von innerfamiliären Transferleistungen zu freiwillig erbrachten oder organisierten und bezahlten Dienstleistungen durchaus möglich. Volkswirtschaftlich dürfte sich diese Verschiebung ausgleichen.

Wir sehen uns einer historisch neuen Konstellation von alten und jungen Menschen gegenüber. Bisherige Ansätze in der Altersarbeit müssen deshalb mit neuen Komponenten ergänzt werden. Das verlangt nach Pionierleistungen, und die Chancen, dass diese auch entwickelt werden, sind intakt: Viele der Babyboomer, die nun langsam ins Alter kommen, haben schon in ihrer Jugend gesellschaftliche Normen gesprengt und neue Verhaltensweisen etabliert.

Antonia Jann ist Geschäftsführerin der Age-Stiftung.